

Eine unfassbare Minute lang habe ich gedacht, ich hätte ihn gesehen.

Es war an einem Apriltag, um die Zeit, die sie hier „magic hour“ nennen. Die Stunde vor Sonnenuntergang, wenn das Licht milder und die Natur geschäftiger wird; wenn die Käuze von ihren Schlafbäumen herabfliegen und mit aufmerksamen Blicken die Uferböschungen sondieren, wenn die Giftschlangen mit den weißen Rachen ihre letzten trägen Schleifen durchs kaffeebraune Altwasser ziehen.

Wir fahren im Kanu den Cache River entlang, auf einen Punkt zu, den wir später mit den Koordinaten W2MPO7042 in das computergestützte Beobachtungs-Logbuch eintragen. Punkt W2MPO7042 liegt nur wenige hundert Meter entfernt von jener Stelle, an welcher der Vogel vor drei Jahren wieder erschienen ist, am Morgen des 24. Februar 2004.

Ich sage bewusst: „erschieden ist“. Nicht: „gesehen worden“. Das klänge zu alltäglich, so, als sei *Campephilus principalis* ein gewöhnliches ornithologisches Beobachtungsobjekt. Aber das ist er nicht. Andere Vögel, ja, die lassen sich sehen und hören, und selbst wenn sie selten und scheu sind, kann man sie mit Geduld und einem guten Feldstecher irgendwann aufspüren.

Aber der Vogel mit dem elfenbeinfarbenen Schnabel lässt sich nicht einfach aufspüren. Er taucht aus dem Nichts auf, für wenige Sekunden, häufig an einem unerwarteten Ort. Und dann verschwindet er wieder, so spurlos und für so lange Zeit, dass seine Verfolger schon wieder zu zweifeln beginnen, ob er überhaupt noch von dieser Welt ist.

Es gibt zurzeit etwa ein Dutzend Menschen, die öffentlich bezeugen, einen lebenden Elfenbeinspecht gesehen zu haben. Die meisten von ihnen sind erfahrene Natur- und Vogelkundler, Experten, die auch dem eigenen Augenschein nur nach sorgfältiger Abwägung trauen und ihre Beobachtungen in nüchterner, präziser Fachsprache festhalten.

Doch der Anblick von *Campephilus principalis* scheint selbst bei solchen Experten eine nachhaltige Erschütterung zu bewirken. Manche Berichte lesen sich, als

schilderten gläubige Katholiken eine Marienvision: Von schlotternden Knien ist da die Rede, von euphorischen Weinkrämpfen, von Schlaflosigkeit und Gewichtsverlust in den Tagen nach der Beobachtung. Und von einem tiefen, andauernden Glücksgefühl.

Einige Momente lang war ich überzeugt, auch ich gehörte zu den Auserwählten - an jenem Aprilabend auf dem Cache River, als plötzlich 20 Meter vor unserem Boot ein Vogel auftauchte; ein großer schwarzer Vogel mit auffallend weißgebänderten Schwingen, der mit stetigem Flügelschlag durch die Baumstämme davonflog.

War er es? Oder war er's nicht?

Wer mit dem Auto die Straße Nr. 70 zwischen Memphis und Little Rock entlangfährt, kann die wenigen von den Landmaschinen verschonten Naturlandschaften glatt übersehen. Ein paar Bauminseln, ein paar hundert Meter Wasser und Grün unter einer Brücke - schon beginnt wieder die tellerflache Agrarsteppe des Mittelwestens, die sich in allen Himmelsrichtungen bis zum Horizont dehnt. Baumwoll-, Mais- und Sojafelder in Golfplatzgröße, beackert von Monstertraktoren; apathische Kleinstädte, deren belebtester Ort der Parkplatz vor dem WalMart-Supermarkt ist.

Und doch ist es ganz leicht, mitten in Arkansas in die Wildnis abzutauchen. Wer ein paar Meilen hinter der Stadt Brinkley vom Auto ins Kanu umsteigt, an der Brücke über den Cache River, ist schon nach ein paar Dutzend Paddelschlägen rundum von Wald umgeben - einem Wald, der ebenso unberührt wie unermesslich wirkt. Baumsäulen, so dicht stehend, dass der Blick kaum mehr als 50 Meter weit reicht. Wasser, das den gesamten Waldboden bedeckt und zugleich überall und nirgends hin zu fließen scheint. Es steht in undurchsichtigen Tümpeln, spiegelt die 30 Meter hohen Kronen der Sumpfzypressen, Wassereichen und Amberbäume, die auch um die Mittagszeit nur sanftes Dämmerlicht durchlassen.

So muss er ausgesehen haben, der Urwald, der sich noch vor 200 Jahren über den gesamten Südosten der USA erstreckte - von Texas bis hinauf ins südliche Illinois und hinunter nach Florida.

Es war ein Wald von unheimlicher Lebensfülle. Feucht, heiß und durch

regelmäßige Überschwemmungen über Monate in weiten Teilen unzugänglich. Von Moskitos verseucht, von giftigen Wasserschlangen bevölkert, aber auch reich an Wild, Orchideen und seltenen Vögeln. Durchs Unterholz streiften Panther, Wölfe und Bären, in den Baumkronen tummelten sich Meisen, Laubsänger, Milane und ein Dutzend verschiedener Spechte.

Einer davon faszinierte die Menschen besonders, und das schon zu einer Zeit, als Natur an sich noch kein Gegenstand der Bewunderung war. Sie taufte ihn „Lord God Bird“, weil er jeden, der ihn sah, ins Staunen versetzte: Herr Gott, was für ein Vogel!

So groß. Größer als alle anderen Spechte Europas und Nordamerikas; mächtig wie eine Krähe und dabei im Flug so elegant wie ein Wasservogel.

So schön. Das Gefieder mattschwarz und weiß gemustert, das Weiß ein leuchtender Fleck im Dämmerlicht des Waldes. Und auf dem Kopf ein hellroter Schopf.

So stark! Bewaffnet mit einem Schnabel, der die Borke mehrhundertjähriger Baumriesen mit einem Hieb vom Stamm lösen konnte. Wo ein Elfenbeinspecht-Paar nach Nahrung gesucht hatte, sah der Waldboden hinterher aus, als hätte eine ganze Brigade von Holzfällern die Äxte geschwungen.

Vielleicht wäre es dem Elfenbeinspecht besser bekommen, wenn er die Menschen nicht so sehr fasziniert hätte. Ihr Interesse und ihre Begehrlichkeiten wurden ihm immer mehr zum Verhängnis.

Zwischen 1880 und 1910 erlegten Vogeljäger jährlich bis zu vier Dutzend Spechte, häufig im Auftrag von Sammlern. Ein gut erhaltener Balg brachte um die 15 Dollar ein, und natürlich hatte jedes Naturkundemuseum den Ehrgeiz, seine eigene Kollektion dieser ornithologischen Kostbarkeiten anzulegen.

Diese galten bereits Ende des 19. Jahrhunderts als Rarität, was freilich weniger an den Jägern lag als vielmehr am allgemeinen Hunger nach Holz und Ackerland. Die Ausbeutung der Südstaaten-Urwälder war von der amerikanischen Regierung zur patriotischen Pflicht erhoben worden, und die Holzfäller hatten es natürlich vor allem auf die dicksten Stämme abgesehen. Gerade die aber brauchen die großen Spechte, um ausreichend geräumige Nisthöhlen errichten zu können, und nur unter der Rinde frisch

abgestorbener, mehrhundertjähriger Baumriesen finden sie die Larven, die ihre Hauptnahrung bilden.

Um 1918 waren die Urwälder zwischen Texas und Florida bis auf wenige Reste gerodet, der Elfenbeinspecht galt bereits als ausgestorben. 1932 meldete ein Staatsanwalt aus Louisiana den Fund mehrerer Vögel - und schoss, zum Beweis, gleich einen von ihnen ab. Experten der Cornell Universität in New York starteten daraufhin sogleich eine Expedition zum Fundort, mit Kameras und Tonbandgeräten. Es gelang ihnen nicht nur, ein brütendes Elfenbeinspecht-Paar zu filmen, sie hielten auch, zum ersten und letzten Mal überhaupt, die näselnden Rufe der Vögel und ihr charakteristisches Doppelklopf-Signal auf Band fest. Hier auf dem „Singer Tract“, einem der letzten Urwälder Louisianas, entstand zwischen 1937 und 1939 auch die erste und bislang einzige fundierte Studie über Verhalten und Lebensgewohnheiten der Spezies *Campephilus principalis*.

Deren Autor, der Ornithologe James Tanner, kämpfte in den folgenden Jahren beharrlich für den Erhalt des Singer Tracts. Doch nicht einmal eine Intervention von Präsident Theodor Roosevelt konnte die Holzfäller stoppen. Es herrschte Krieg, der Schiffbau lief auf Hochtouren, Holz war begehrt und teuer.

An einem Apriltag des Jahres 1948 segelte ein einsames Spechtweibchen über eine Waldlichtung voller kahler, schwärzlicher Strünke. Das Bild des Malers Don Eckelberry gilt als das letzte gesicherte Zeugnis eines lebenden Elfenbeinspechts in den USA. Während er den Vogel skizzierte, kreischten in seinem Rücken bereits die Sägen.

Wann ist eine Tierart endgültig ausgestorben? Artenschutzexperten sagen: Wenn sie seit 50 Jahren von niemandem mehr in freier Wildbahn beobachtet wurde.

Nach dieser Definition war der Elfenbeinspecht nie *wirklich* ausgestorben. Denn es gab in den Jahrzehnten nach 1948 immer wieder Berichte von merkwürdigen Begegnungen in den wenigen noch verbliebenen Wald- und Sumpfgebieten des Südens - dem „Großen Dickicht“ in Texas, dem Okeechoobee-See in Florida, und dem Einzugsgebiet des Mississippi, das auch den Cache und den White River in Arkansas

einschließt.

Zeugen mit schwerem Südstaatenakzent berichteten von seltsamen Klopfgeräuschen, von „v'dammt groß'n Vögeln" mit auffallend weißen Flügelbändern, beschrieben verdächtige Schäl- und Hackspuren an einzelnen Stämmen. Farbfotos tauchten auf, aus anonymer Quelle, auf denen unscharf, aber doch deutlich zwei sitzende Elfenbeinspechte zu erkennen waren. Keiner der Hinweise führte jedoch zu einer weiteren, verlässlichen Sichtung. Es schien, als folge der Specht bei seinen Auftritten einer speziellen Dramaturgie: Wo er einmal aufgetaucht war, ließ er sich nie wieder blicken, und wenn doch, dann immer nur von einem verdutzten Jäger, Waldarbeiter oder Hobby-Kanuten, nie von einem Experten mit Fernglas und Kamera.

Skeptiker und Spötter deuteten diese Beobachtungen bald auf eigene Weise. Der Elfenbeinspecht, sagten sie, ist genauso lebendig wie der Yeti, das Monster von Loch Ness und Elvis Presley. Auch die werden immer wieder gesichtet werden - solange es Menschen gibt, die an sie glauben, sich nach ihnen sehnen.

Und was ist der Elfenbeinspecht, wenn nicht das Symbol eines großen Traums? Das geben selbst diejenigen zu, die bis heute an seine Existenz glauben. Der geheimnisvolle Vogel verkörpert, mehr als jede andere Tierart, die Sehnsucht des Menschen nach einer „zweiten Chance“. Der Möglichkeit, die selbst verschuldete Verwüstung der Natur wenigstens einmal wieder rückgängig machen zu können. Wenigstens an einer Stelle ein schon verloren geglaubtes Stück Schöpfung im letzten Moment zu erhalten - und wieder aufleben zu lassen.

Wenigstens einmal! Die Chancen stünden so günstig. Denn die Zeiten der großen Kahlschläge sind vorbei; in den verbliebenen Schutzgebieten der Südstaaten wachsen die Bäume wieder zu über hundertjährigen Riesen heran, und Vogeljäger gehen dort nicht mehr mit Flinten, sondern mit Ferngläsern auf die Pirsch. Jetzt, endlich, könnte sich der „Herrgottsvogel“ unbehelligt wieder Teile seines früheren Lebensraums zurückerobern.

Aber was, wenn es ihn nun doch nicht mehr gibt?

Vogelkunde ist keine exakte Wissenschaft. Gerade das macht sie so spannend. Vogelkundler können sich nur selten auf exakte Labordaten, Fotos oder Tondokumente berufen; ihre Erkenntnisse stützen sich vor allem auf Geschichten. Ein guter Ornithologe muss nicht nur ein scharfer Beobachter, sondern auch ein anschaulicher, überzeugender Erzähler sein.

Wenn ich Ihnen, beispielsweise, erzählte, ich hätte bei einem Spaziergang durch den Hamburger Stadtpark ein Weißsterniges Blaukehlchen entdeckt, einen der seltensten Vögel Mitteleuropas – dann würden Sie sich vermutlich sachte an die Stirn tippen. Wenn ich Ihnen den Vogel aber bis aufs letzte Federchen genau beschriebe, den weißen Fleck auf seiner blauen Kehle, die Form seines Schnabels, das Wippen seines Schwanzes, seinen wellenförmigen Flug und sein metallisch feines Sirren – dann würden Sie, als versierter Ornithologe, schon eher aufhorchen. Ob Sie mir allerdings glauben würden, ist eine andere Frage. Denn es kommt natürlich nicht nur auf die Qualität einer Geschichte an, sondern auch darauf, wer sie erzählt.

Die beiden Männer, die am 27. Februar 2004 den Cache River hinunterpaddelten, waren keine Hobby-Vogelkundler. Sie gehörten zu jener besonderen Spezies, die sich „Geistervogelsucher“ nennen, weil ihr Interesse vor allem seltenen oder bereits verschollenen Arten gilt.

Tim Gallagher und Bobby Harrison waren dem Elfenbeinspecht seit Jahren auf der Spur, und allein ihre Suche ist eine Geschichte für sich. Schweißtreibende Expeditionen durch Sümpfe und Altwasser, festgefahrene Autos, undichte Zelte, vollgelaufene Gummistiefel, Begegnungen mit schillernden Augenzeugen, jede Menge Moskitos und immer wieder enttäuschte Hoffnungen. Aber dann, Anfang Februar 2004, jener folgenschwere Hinweis auf die Beobachtung eines Kanuvermieters aus Arkansas.

Gallagher hat die Begegnung mit dem Specht in seinem Buch „Der Grals-Vogel“ festgehalten – in einer Schilderung, die sich wie das Drehbuch eines Abenteuerfilms liest.

Wald, Mittag, klare Sicht. Zwei Männer im Kanu. Vogel von rechts, 30 Meter von der Kanuspitze entfernt. Tiefschwarzes Gefieder, strahlend weiße Flügelränder. Feine

weiße Linien vom Kopf bis zum Schwanzansatz. Abflug nach links, schnurgerade durch die Baumstämme, mit sparsamen, nur leicht auf und ab wippenden Flügeln. Landung auf Rückseite eines weit entfernten Baums im Dickicht, außer Sicht des Bootes.

Die Sichtung selbst dauerte nur wenige Sekunden. Aber das eigentliche Drama begann erst danach. Freudenschreie, Schluchzen, fieberhafte, aber vergebliche Verfolgungsjagden mit der Kamera, hektische Eintragungen in die Notizblöcke. Und hitzige Diskussionen: Wem soll man zuerst von der Entdeckung erzählen? Oder soll man lieber gar nichts erzählen? Was, wenn plötzlich Heerscharen von Geistervogelsuchern aus dem ganzen Land in die Sümpfe einfallen? Und was, wenn sie nichts finden? Wird man am Ende vor der gesamten Ornithologengemeinde der Nation als Spinner und Märchenerzähler dastehen?

Gallagher und Harrison fassten am Ende den Entschluss, eine der obersten nationalen Autoritäten in Sachen Vogelkunde zu informieren: Das Cornell Lab of Ornithology bei New York. Dessen Leiter, John Fitzpatrick, nahm Gallagher mehrere Stunden lang ins Kreuzverhör. Und setzte anschließend eine der aufwendigsten Suchaktionen in der Geschichte der Biologie in Gang.

Wer bei einem Ausflug ins Schutzgebiet des White River auf eines der Suchteams stößt, meint, mitten in ein Militärmanöver geraten zu sein. Männer und Frauen in grünbrauner Camouflage-Kleidung, die in elektrogetriebenen Kanus durchs Wasser gleiten. Oder in Wathosen durch Tümpel stapfen, den Blick abwechselnd in die Baumkronen und auf die Displays ihrer GPS-Handys gerichtet. Manchmal sind die Suchenden erst auf den zweiten Blick zu erkennen, wenn sie, unter einer Tarnmatte verborgen, stundenlang vor einem Baumloch lauern.

Die Vorsicht, mit der sich die aus freiwilligen Helfern zusammengestellten Teams bewegen, hat ihren Grund. Die jahrzehntelange Bejagung der Spechte hat, so vermuten die Cornell-Experten, nur die scheuesten, heimlichsten Tiere überleben lassen. Umso raffinierter sind die Methoden, mit denen ihnen nachgespürt wird. Die Leiter der Suchaktion haben das gesamte 2226 Quadratkilometer große Waldgebiet um den White

River in Planquadrate eingeteilt, die nach einem computergenerierten Zufallsprinzip rasterartig durchkämmt werden. Jedes größere Baumloch wird kartographisch erfasst, klassifiziert und, wenn es vielversprechend aussieht, stundenweise per Video überwacht. Bis zu 24 Tonaufnahmegeräte registrieren Waldgeräusche, die später in monatelanger Lauscharbeit von studentischen Hilfskräften ausgewertet werden. Sogar die NASA hat die Suche zeitweise unterstützt - mit Ultraleichtflugzeugen, die ungewöhnliche Flugobjekte von oben herab ins Visier nehmen sollten.

In diesem Herbst geht die Suche ins dritte Jahr, und sie hat durchaus Erfolge aufzuweisen. Es hat bisher acht Sichtungen von Elfenbeinspechten gegeben, die nach reiflicher Abwägung als glaubwürdig eingestuft wurden. Einige mitgeschnittene Rufe und Klopfsignale haben auffallende Ähnlichkeit mit den Tonaufnahmen, die 1932 im Singer Tract entstanden. Es gibt sogar ein Video, aufgenommen von einem Kanu aus, auf dem, vier Sekunden lang, am linken Bildrand die rund drei Zentimeter große Silhouette eines schwarzweißen Flugobjekts zu erkennen ist.

Cornell-Experten haben jeden Pixel dieses Videos vermessen und sind zu dem Schluss gekommen: Es zeigt den gesuchten Vogel. Allerdings, das räumt auch der Autor des Videos ein, sind die Aufnahmen nicht von der Qualität, die man als schlagenden Beweis in den Acht-Uhr-Abendnachrichten präsentieren könnte. Und so fährt David Luneau, im Hauptberuf Professor für Ingenieurwesen, weiterhin an jedem freien Tag den Cache River auf und ab, immer die Kamera im Anschlag, immer in der Hoffnung, diesmal das *endgültige* Video mit zurückbringen zu können.

Wenn man doch nur mehr wüsste über den Vogel! Wie ortstreu ist er? Welche Flugstrecken legt er zurück? War der im Februar 2004 beobachtete Specht ein Einzelgänger - oder gibt es im Schutzgebiet mehrere Tiere, womöglich ein Brutpaar? „Bisher“, räumt David Luneau ein, „wissen wir eigentlich nur eines über den Vogel: Er ist selten.“

Und selbst das gilt in den Augen einiger Skeptiker nicht unbedingt als gesicherte Erkenntnis.

Der Zoologe Jerome A. Jackson aus Florida hat die Publikationen der Cornell-Experten mit dem bissigen Etikett „glaubensbasierte Ornithologie“ belegt. Selbst einer der weltweit besten Kenner des Elfenbeinspechts, weiß Jackson aus eigener Erfahrung, wie schwer der Vogel zu finden ist: Von einer wochenlangen Such-Expedition in die Regenwälder Kubas, wo der Specht noch bis Ende der 1950er Jahre heimisch war, brachte er 1988 nicht viel mehr mit als die Beschreibung einiger vielversprechender Klopfgeräusche.

Zwar schließt Jackson nicht aus, dass der Vogel 2004 tatsächlich in Arkansas gesehen wurde. Aber Gallaghers Bericht, so überzeugend er auch klinge, sei eben kein Beweis. Zumal er, wie auch alle früheren und späteren Beobachtungen, unter einem entscheidenden Vorbehalt stehe.

Dieser Vorbehalt hat einen Namen: *Dryophilus pileatus*. Der Helmspecht ist ein entfernter Verwandter des Herrgottsvogels, fast so groß wie dieser und ebenfalls schwarzweiß, wenn auch etwas anders gemustert. Und er kommt, zum Leidwesen vieler Beobachter, ziemlich häufig vor. Auf den Farbtafeln der Bestimmungsbücher sind beide Vögel leicht zu unterscheiden. Aber im Wald, aus großer Entfernung und womöglich bei schlechtem Licht - da kann sich auch ein geübter Ornithologe täuschen, vor allem wenn ihn das Entdeckerfieber gepackt hat. Selbst bei der Analyse des Luneau-Videos, behauptet Jackson, seien die Cornell-Experten ihrem eigenen Wunschdenken aufgesessen: Seiner Ansicht nach zeigten die Aufnahmen eindeutig einen Helmspecht.

Ist die Geschichte von der Wiederentdeckung des seltensten Vogels der Welt am Ende doch nur - eine spannende Geschichte?

Noch ist sie nicht zu Ende erzählt. Denn die Suche geht weiter. Und es kommt immer wieder vor, dass sich selbst hartnäckige Zweifler von einem Moment auf den anderen in Gläubige verwandeln.

Wo Richard Guthrie aus New Baltimore seinen Koffer auspackt, dringt bald schon Gezwitscher durch alle Räume. Denn Richard hat immer ein Babyphon im Gepäck, das

er so installiert, dass die Vogelstimmen von draußen direkt in die Küche oder ins Wohnzimmer übertragen werden. So hat er nur wenige Stunden gebraucht, um die zwei Dutzend Arten zu identifizieren, die in der Umgebung der Red Duck Lodge herumschwirren, dem Hauptquartier der Spechtsucher am Rand des White River-Schutzgebiets.

Richard nennt sich selbst einen „hardcore birder“. Schon als Kind hat der den Vögeln im Central Park von New York nachgestellt, und seitdem hat es kaum einen Tag gegeben, an dem er nicht nach Gefiedertem Ausschau gehalten, nach Vogelstimmen gehorcht hat. Auf Autofahrten identifiziert er, mit beiläufigem Seitenblicken, alles, was auf den Telegrafendrähten am Straßenrand hockt, und in Gesprächen hält er manchmal mitten im Satz inne, um einem Kauz zu antworten. Weil er dessen Ruf täuschend echt nachahmen kann, entspinnen sich abends vor der Red Duck Lodge oft minutenlange Dialoge zwischen Vogel und Mensch.

Es sind die letzten Tage der Such-Saison Ende April. Jetzt, wo das Laub sprießt, sind die Vögel täglich schwieriger zu entdecken. Die Techniker der Cornell-Universität haben begonnen, die Videokameras abzubauen, und die Patrouillengänge der Suchteams durch den warmen, besonnten Frühlingswald gleichen immer mehr entspannten Picknickausflügen. Kaum einer spricht es aus, aber die meisten denken es: Warum sollte der Vogel, wenn er sich solange nicht gezeigt hat, uns ausgerechnet jetzt noch vor die Kameras fliegen?

An einem dieser Frühlingsabende sitzen Richard und ich bei einem Bier auf der Terrasse der Lodge und plaudern über dies und das. Über Nachtreiher - „brüten hier ganz in der Nähe!“ - über Rotfußfalken - „hab ich gesehen, als ich mit der Army in Schleswig-Holstein stationiert war“ - und natürlich über Spechte. Dunenspecht, Goldspecht, Gelbbauch-Saftlecker - Richard kennt sie alle aus langjährigen Beobachtungen; der Helmspecht ist sogar regelmäßiger Gast in seinem Garten.

Und der Elfenbeinspecht? Wird man ihn jemals finden?

Richard senkt plötzlich die Stimme und blickt um sich, wie um sich zu vergewissern, dass niemand zuhört.

„Bis vor einer Woche habe ich nicht wirklich daran geglaubt“, sagt er. „Aber dann habe ihn gesehen. Vorgestern. Er flog über den Fluss in den Wald; ich konnte das Weiß auf den Flügeln deutlich erkennen. Es gibt nicht den leisesten Zweifel.“

So nah segelte der Specht an ihm vorbei, dass Richard sich scheute, die Kamera zu heben - er wollte ihn nicht erschrecken. Weshalb er, leider, nicht das ersehnte Bild mit zurückbrachte. Die Cornell-Experten haben ihn daraufhin gebeten, seine Beobachtung vorerst für sich zu behalten. Man will nicht jede Sichtung an die große Glocke hängen; das ruft nur wieder die Zweifler und Spötter auf den Plan.

Richard, soviel ist sicher, ist kein Zweifler mehr. Und wenn ich an seinen leuchtenden Blick denke, an jenem Abend auf der Terrasse der Red Duck Lodge, dann beschleicht mich wieder leiser Neid.

Wenn ich mir doch auch so sicher sein könnte!

Leider weiß ich bis heute nicht, ob der Vogel, den ich am darauf folgenden Abend am Cache River davonfliegen sah, ein Elfenbeinspecht war oder nicht. Der Experte, der hinter mir im Kanu saß, hätte es mir sicherlich sagen können. Aber der hatte in diesem Moment gerade ein Eichhörnchen am anderen Flussufer entdeckt.

War es der Specht? Oder war er es nicht?

Vielleicht hatte es auch sein Gutes, dass ich den Vogel allein gesehen habe. So kann ich mir immerhin noch sagen: Er könnte es gewesen sein.